Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis

Band: 13 (1891)

Heft: 44

Anhang: Für die junge Welt : Gratisbeilage zur Schweizer Frauen-Zeitung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tilli's erste Wohlthat.

Für die Junge Welt.

Gratisbeilage
zur
Schweizer Frauen-Zeitung

Erscheint am ersten Sonntag jeden Monats.

St. Gallen. № 11. 1891.

Lilli's erste Wohlthat.

(Zum Titelbilde.)

Lilli mit frischrothen Wangen
Sitzt im Apfelbaume keck,
Wo die reifen Früchte hangen
Da und dort im Laubversteck.
Das ist Lilli's liebste Stunde,
Täglich thront sie auf dem Ast,
Führt manch' Aepfelein zum Munde,
So in süßer Mittagsrast.

Vater hat dem Bettelmätzchen
Solchen Raub ja nicht verwehrt,
Drum auf ihrem Lieblingsplätzchen
Schmaust sie jetzt ganz ungestört.
Keine Schule — welche Wonne,
Solch ein gold'ner Herbstestag!
Jeder sucht die liebe Sonne,
Daß sie ihn noch wärmen mag.

Selbst das lahme Kind an Krücken
Möchte heut lustwandeln gehn;
Sonne soll es auch beglücken,
Freundlich ihm in's Herzchen sehn.
Mutter muß am Zuber waschen,
Sorgen für ein täglich Brot;
Hat so oft — ach, leere Taschen,
Und es naht des Winters Noth.

Drum das Büblein stapft alleine
Ganz zufrieden heut umher;
Doch dem gichtgelähmten Beine
Wird das Gehen bald so schwer.

Und der arme Franz muß rasten,
Wo sich ihm ein Plätzchen beut.
Ach, er kennt der Krankheit Lasten
Schon in früher Jugendzeit.

Doch er lernt auch früh ertragen,
Und für Lind'rung dankbar sein,
Und ihm blieb in trüben Tagen
Des Gemüthes Sonnenschein.
Also freut ihn hier am Garten
Köstlich die bequeme Bank,
Wo er ruhen mag und warten,
Bis die liebe Sonne sank.

Und er schließt, wie halb im Traume,
Wonniglich die Augen zu,
Hört das Flüstern nicht im Baume:
„Armer, armer Knabe du!"
Sieht auch nicht zwei Thränlein rinnen
Um sein Elend, das er trägt,
Sieht nicht, wie im Herzchen drinnen
Sich das wärmste Mitleid regt.

Plötzlich knistern nur die Aeste,
Streckt sich eine Kinderhand:
„Da, da nimm, das ist der beste,
Den ich in dem Baume fand!
Ach du kannst ja nicht — ich bringe
Dir den Apfel gleich heraus!
Steh nicht auf, nein, nein, ich springe
Hurtig, schnell zu dir vor's Haus!"

Und im nächsten Augenblicke
Hört er ihren leichten Schritt,
Und sie bringt zu seinem Glücke
Jenen „besten Apfel“ mit.
Und sie setzt sich zu dem Knaben
Auf das Gartentreppchen dann,
Und verspricht ihm alle Gaben,
Die sie nur erbetteln kann.

Und sie bringt zur Vesperstunde
Ihrem Freunde auch Kaffee,
Und, gespart von ihrem Munde,
Butterbrot mit Fruchtgelée.
Geht mit heim in seine Hütte,
Stellt den vollen Korb dort ab,
Und in ihrer „Sorgen“ Mitte
Steht nun stets der arme Knab'.

Waisenhausleben.

(Schluß.)

III. Scene.

Es kommen zwei Knaben und schauen suchend umher. Robert hält die Hand auf ein fatales Loch in den Hosen, und Emil zieht die Pantoffeln aus und beschaut angelegentlich die Löcher an seinen Strümpfen; ja, er bohrt noch ein bischen drin, indem er, an der Wand lehnend, einen Fuß hinaufzieht.

Robert
(etwas verlegen, indem er Melanie erblickt):
So, händ Ihr au e neue Scheitli?

Pauline und Frida
(Sofort sein Loch erspähend, neckisch):
Jo chomm nu, und gib's Tööpli gschwind!

Robert
(mit der linken Hand wehrend):
Na — nei! A, was doch dere Meitli
Für Ploogeren und Kobold sind!
I ha jo gad gschwind welle wüsse,
Ob d'Jumpfer Frei nöd z'treffe sei.
I ha mis Gwand e chli verrisse. —
(Zu Pauline)
So säg denn doch der Jumpfer Frei,
„Ob sie so guet sei und mer döred
Die Hose flicke no bis z'Nacht.“

Emil (seine Strümpfe weisend):
Und lueged, wie mir d'Strümpf verzehred —
Ihr Meitli händ's halt nüntig gmacht!
(Alle Mädchen brummen.)

Pauline:
Natürlich, mir sind d'Schuld, jo wolle!

Ida:
Do hät me denn dä tusigs Dank!

Luise:
Do flicked mer all Chiste volle —

Trineli:
Und sitzed ruhig uf em Bank —

Helene:
Und thüend so artig für Eu sorge, —

Lina:
Und Ihr, Ihr chresled umenand —

Hedwig:
Und händ all' Obed sit em Morge
E Päärli Hosen abenand.

Robert (sich wehrend):
I ha mi jo gad welle bücke,
Do gits uf eimol so en Chrach —

Lina (zu den andern Mädchen):
Ja halt! (auf die Buben deutend):
Sie wend's jo selber flicke. —

Frida:
Das wär emol e neue Sach!
„Ob sie so guet sei und mir döred“,
So hät er gseit. — Guet, flicket Ihr!
Ihr siehnd denn grad, was ihr verzehred,
Ihr Buebe, zwanzg mol meh as mir!
Au lisme lerne thät nünt schade;
Vor alter Zit händ d'Bueben au. —
Es gäng vilicht — bis zu de Wade,
Doch witer nöd. seb weiß i gnau.

Lina:
Juh! d'Buebe lisme! Inesteche,
Und usezüche, abeloh —

Luise:
Und Gmües zuerüste, Bohne breche —

Trineli:
Und d'Milech überuseloh —

Hedwig:
Und d'Amelette
(macht die Bewegung des Wendens der Pfanne in der Luft):
wupp — i d'Aesche —

Ida:
Und d'Oepfelschnitz recht schwarz verbrennt —

Helene:
Und d'Strümpf und d'Chräge selber wäsche —

Alle Mädchen:
Das gäb e prächtigs Regiment!

Robert:
Oho, mir tuusched scho e Woche.
Was gilt's, ihr sind denn minder stolz!
Denn, wenn ihr wend e Süppli choche,
So schited vorher selber Holz! —

Emil:
Und bschütted selber brav Salötli —

Robert:
Und jäted, webed, chlopfed Sand, —

Emil:
Mir lismed denn bis — siebe Nöhtli,

Robert (mit einem Blick auf Ida's Buch):
Und nehmed 'sGschichtebuch i d'Hand.

Ida:
Ae, lönd üs jetz nu witer lese!
Jo göhnd nu, und lönd üs allei!

Die Buben:
Und mached ihr nöd so e Wese,
Wie wichtig eueri Arbeit sei!

Die Mädchen:
So göhnd ihr, mit verrissne Hose
Und Löchern, wo — n'ihr her cho sind! —
(Jagen die Buben lustig aus der Stubenthür.)

Die Mädchen (allein an der Thür):
Mir wend doch no e bitzli lose,
Göhnd's ächt zur Jumpfer Frei jetz gschwind?

IV. Scene.

Die Mädchen umringen wieder ihre neue Gespielin. Helene und Hedwig nehmen sie in die Mitte.

Lina (vorschlagend):
Säg, wend mir no e Spiel probiere?
Chast du guet spiele, Melanie?

Helene:
E Spiel zum Tanze, zum Marschiere?

Alle:
Mir machen 's Schlängli grad e chli!
(Stellen sich auf.)

Melanie:
Que faut-il faire? Ich nicht verstehen.

Luise:
O weißt, mir trülled di denn scho!

Ida:
Du gehst nur, wie wir alle gehen.

Pauline:
On marche von Hand zu Hand, c'est beau!
(Kommandirt: 1, 2, 3, Chor!)
Seht wie die Knospen sprießen 2c.

Melanie
(nachdem das Lied und die Bewegung zu Ende, entzückt):
Oh charmant, charmant, plus encore!

Pauline:
Was wend mir ächt no meh?

Hedwig:
Säb Spiel: „Was hinten ist, soll vor?

Luise:
Nei, singe dunkt si schö.

Pauline:
Vilicht emol de Gäßlireige?
(Marschirreihe von 2 Abtheilungen, von denen die vordere Spalier bildet für die hintere.)
Mir holed gad no meh dezue,
Do gits jo nöd viel Schwer's zum zeige,
Und d'Mely cha gad mit is thue.

Lina:
Jo grad, i hole gschwind e Reihe,
Sie chömed gwüß en Augeblick;
Denn wend mir d'Melanie erfreue
Mit üsem Lied: „O Wanderglück".
(Lina bringt noch so viele Kinder, als Platz haben; sie stellen den Tisch zur Seite und führen den Reigen aus, begleitet von dem schönen Lied; „O Wanderglück". Nachher holen sie Sitzplätze und ruhen aus.)

Helene:
Lueg, d'Melanie ist ganz verwachet,
Wie lueget sie so fröhlich dri;

Hedwig:
Und scho e paar Mol hät sie g'lachet.
Trineli:
Säg, bist jetz gern do, Melanie?
Luise:
O mein, es wird dir scho no gfalle,
Mir händ's so schön wie andere Chind.
Frida:
Und bsonders sit mir vo St. Galle
Uf üsers Bergschloß zoge sind.
Helene:
Do ist e so en stille Fride,
Gelt, Melanie, do isch es schön! —
Luise:
Mir lönd dir no e Liedli chide.
Ida:
O gälled, das: „Auf deinen Höhn".
Chor: Auf deinen Höhn, du mein liebes Vaterland ꝛc.
Helene:
(zu Melanie, der wieder Thränen in die Augen getreten sind):
O, bis jetz gern mit üs e Waisli,
Du siehst gwüß bald, wie guet mir's hand!
Mein du, mir mached schöni Reisli
Im Sommer, alli mitenand.
Ida:
Jo mein, und du und mir, die Große,
Mir reised denn zwei ganzi Tag —

Pauline:
Und pürzled ohni gschupft und gstoße
Uf eimol ab em Gartehag —
Ida:
Und händ viel gueti Sache g'gesse,
Und b'badet, mein — im Zürisee,
Und sind is Muetters Laube gsesse,
(bei den Eltern der Frau Waisenmutter)
Dört händ sie üs viel Oepfel g'geh.

Hedwig:
Gwüß, gwüß, mir hand viel schöni Festli,
Geburtstäg, Wienacht, Chüechlitag,
Und Spis und Trank, und 's herzigst Nestli,
's schönst Lebe, wo me denke mag.
Drum wend mir hüt au Alli danke,
Wo üs die Heimat ig'gricht hand;
Drum soll en innigs Lied umranke
's lieb Heimathus, 's lieb Heimatland.

Chor:
O mein Heimatland, o mein Vaterland,
Wie so innig feurig lieb ich dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Duftest noch an meinem öden Strand,
Mein Heimatland, mein Schweizerland, mein Vaterland!

Dreilinden,

Zweiganstalt vom Waisenhaus St. Gallen.

Leider ist in unserer letzten Nummer diese werthvolle Erziehungsanstalt für schwächerbegabte Knaben, vor lauter Begeisterung über das prächtige Hauptwaisenhaus, ein wenig kläglich zu kurz gekommen, indem wir uns jetzt lauter vergnügte Bäuerlein und Knechtli mit Heugabeln vorstellen!

Da haben die Leutlein sich gewehrt,
Und uns des Besseren belehrt:
Die sind voll Sorgfalt da geborgen,
Studiren fleißig jeden Morgen;
Sie rechnen, lesen, singen, schreiben,
Und manche Wissenschaft sie treiben,
So gut als manche Hauptstadt-Kinder;
Und denken lernen sie nicht minder.
Es dringt in jegliches Gemüthe
Des Lehrers Geist, Geduld und Güte,

Weil nur in kleiner Zahl sich finden
Die Sorgenkinder auf Dreilinden. —
Und daß die Geister nicht erschlaffen,
So lehrt man froh die Hände schaffen:
In Garten, Wiese, Feld und Flur
Führt man das Völklein zur Kultur,
Und zu gesunder Thatenkraft
Durch Arbeit und durch Wissenschaft,
Also daß wohlgestählt für's Leben
Dreilindens Jünger weiter streben. —

Und in der That: durch den Segen einer sorgfältigen Pflege und Erziehung sind aus dem jeweiligen Schäärlein von etwa 15 Schwächerbegabten, die sonst wohl als wenig brauchbar „herumgeschupft" oder der Armenpflege aufgebürdet worden wären, schon ganz tüchtige Handwerksleute hervorgegangen. Ein Dreilinden-Zögling ist sogar Lehrer geworden.

Die Anstalt besteht seit 1873, und verdankt ihre Gründung dem lebhaften Antrieb Vater Wellauers, geistig schwachbegabte Kinder durch besonders angepaßte Erziehung und Unterrichtsweise, durch geistige und körperliche Arbeitsgewöhnung glücklich und brauchbar zu machen. Er fand, daß geistig zurückgebliebene Kinder viel mehr gefördert würden, „wenn sie Tag für Tag regelmäßig nur wenige Stunden geistig, und die übrige Zeit bildend körperlich beschäftigt wären". Durch Vereinigung zu einer Familie für sich, unter einem liebevollen, tüchtigen, pädagogisch gebildeten Hausvater, der zugleich die Anleitung zu Gartenbau und Landwirthschaft geben könnte, würden solche Kinder viel besser und freundlicher erzogen als durch Unterbringung auf Bauernhöfen, oder in Rettungsanstalten, wohin sie ihrem Wesen nach nicht gehören.

Ein trefflicher Leiter für die neue, kleine Erziehungsanstalt mit landwirthschaftlicher Beschäftigung fand sich glücklicherweise in der Person des damaligen Waisenhauslehrers, Herrn Schurter, der denn auch mit seiner freundlichen Hausfrau den doppelt pflegebedürftigen Zöglingen aus dem vorher übervölkerten Waisenhause bald eine segensvolle Heimat schuf, voll Leben und Thätigkeit. Die Abwechslung zwischen geistiger und körperlicher Arbeit erwies sich als eine große Wohlthat, und die vortreffliche Behandlnng der einzelnen Pflegebefohlenen ließ die meisten zu erfreulicher Anstelligkeit und Arbeitslust gedeihen, so daß sie nach mehrjährigem Aufenthalt auf Dreilinden als brauchbare, junge Leute in einen Dienst oder eine Berufslehre treten konnten.

Nach 8 Jahren so gesegneter Wirksamkeit in der Zweiganstalt Dreilinden mußten die ersten Hauseltern dem ehrenvollen Rufe folgen,

dem durch Herrn Wellauers Tod „verwaisten Waisenhause“ vorzustehen. Sie thun dies seither mit immer gleicher Hingabe und Treue, während auch das Wohl der Anstaltsfamilie auf Dreilinden wieder in bewährten Pflegerhänden ruht.

Beiden Häusern Gottes Segen
Die der Waislein Wohlfahrt pflegen!

Nancy.

10. Kapitel.

Aber schon der erste Morgensonnenstrahl jagte Leonie wieder auf die Füße. Leise, leise schlüpfte sie in ihre Kleider; schnell genug gings am Waschbecken und schnell genug mit dem Zopf. Nun noch Hut und Handschuhe, das Geldbeutelchen zu sich gesteckt, dem schlafenden Schwesterchen einen Abschiedsblick — und treppab huschte der entschlossene Flüchtling, um im Wohnzimmer noch folgende Nachricht mit großen Kinderbuchstaben zu hinterlassen: Erschrecket nicht und seid nicht böse, ich gehe nach London, um Bessy zu suchen. Ich kann nicht anders, er ist mein Kind, ich muß ihn suchen, Niemand als ich kann ihn finden — adieu!

Den Zettel weit offen hinlegend, verließ Leonora das Zimmer und bald darauf Haus und Hof, und blickte kaum noch zurück zum Gartenthor von Buchenhof. Eilig schritt sie den Weg dahin nach Kenilworth, ihr feuriger Eifer trieb die flinken leichten Füße so rasch vorwärts, daß sie noch lange auf den Zug warten mußte. Das Personal am Bahnhof staunte zwar ein wenig ob diesem jugendlichen, einsamen Passagier; doch Leonie's ganzes Wesen sah so festentschlossen und sicher aus und sie bekümmerte sich so wenig um die Leute ringsum, daß man das feine Töchterlein ohne Fragen und Umstände einsteigen ließ. In London angekommen, bestieg der reisegewandte Flüchtling sofort eine Droschke und gab Nancy Fields Adresse. „Wie gut,“ sagte sie zu sich selbst, „daß ich die noch weiß; wenn ich nur erst Nancy gefunden habe, so ist es mir ein Trost; sie wird mir ganz gewiß helfen!“

Nancy war seit ihrer Anwesenheit bei Miß Wright noch zu keiner Ruhe gekommen. Nicht bald genug hatte die Tante ihre Ausstaffirungspläne in's Werk setzen können. Von Laden zu Laden, von der Kleidermacherin zur Lingère, vom Schuhmacher zur Modiste war Nancy geschleppt worden wie ein Opferlamm, um eine feine Dame aus sich machen zu lassen. Ja wie ein Opferlamm, denn während ihr die Füße brannten, um Herrn Webster zu suchen, während all' ihre angstvollen Gedanken

sich um die kürzer und kürzer werdende Rettungsfrist drehten, mußte sie hier Zeit verlieren mit nichtigen eitlen Geschäften. Und wie wünschte sie das viele Geld, das dabei ausgegeben wurde, den armen Eltern daheim! All die schönen Kleider bedrückten Nancy nur; die feinen Blumen auf dem Hut, der moderne Anzug, die niedlichen Schuhe — alles, was die sonstige fröhliche Nancy beglückt haben würde, war ihr jetzt eine wahre Qual. Ihre Unruhe, ihre Geistesabwesenheit störten denn auch Miß Nancy Wrights Herzvergnügen an diesem „guten Werke" und sie beschloß, Nancy zu Herrn Webster zu führen, damit diese ihre Aufgabe erledige und dann wieder genießbar sei. Nancy war hocherfreut über die unverhoffte Aussicht, Herrn Webster sehen zu sollen, und zum ersten Male saß sie jetzt mit frohem Herzen neben der Tante im Wagen, als diese jetzt dem Kutscher die Straße und Hausnummer nannte, welche Nancy seit ein paar Tagen und Nächten so unverwandt im Ohr und Herzen trug.

Aber ach, — wie schrecklich war die Täuschung: als der Wagen vor dem Hause hielt, meldete das heraustretende Dienstmädchen, daß der Herr abwesend sei, Niemand wüßte, wo; daß die Familie sich in großer Angst und Aufregung befinde, aber nicht davon sprechen und keinen Besuch empfangen möchte; daß leider Niemand im Hause sei, der den Damen dienen könnte!

Der armen Nancy wurde es schwerer zu Muth als je. Was sollte sie nun thun, wie würde es gehen?

11. und 12. Kapitel.

Am nächsten Morgen wurde Nancy und ihre Tante sehr überrascht durch ein Gefährt, das vor ihrem Hause hielt. Gleich darauf hörte man auf der Treppe leichte, lebhafte Schritte; und herein ins Zimmer stürmte ohne lange Vorstellung Leonora Webster, aufgeregt und ein wenig unordentlich wie immer, und umklammerte sogleich die bestürzte Nancy. „Nancy, Nancy Field," schluchte sie, „denke, mein Liebling ist verloren, mein kleiner, süßer Bessy ist fort, gestohlen! Jetzt bin ich zu Dir gekommen, Nancy, denn Du, Du hilfst mir suchen, ich weiß es!" Und ihr flehentlich in die Augen blickend, zog Leonora sie schon am Arme: „Bitte bitte, jetzt gleich, — wir können keine Minute verlieren."

Beide Mädchen hatten die Gegenwart der Tante ganz vergessen, bis diese, steif und beleidigt dastehend, sich mit empfindlichem Ton an Nancy wendete: „Sind das Eure Manieren vom Lande? Führt man sich so ein? Du weißt, Nancy, wie sehr ich alles Unpassende hasse; wenn dies etwa eine Freundin von Dir ist, so soll sie sich in Deinem Zimmer zuerst ordentlich kämmen und zurecht machen; dann stelle sie mir vor und biete ihr Frühstück an!" „O Tante Nancy, seien Sie nicht

böse! Es ist Leonora Webster, sie kann jetzt nicht an sich denken, sie muß schnell ihr Brüderchen suchen und ich muß ihr helfen. Ja, Leonie, meine arme Leonie, gewiß, von ganzem Herzen helfe ich Dir!" „Nimm sie zuerst in Dein Zimmer. Sie werden wohl Ihre Hände waschen und Ihr Haar in Ordnung machen wollen, Fräulein Webster!"

Leonora schaute wild um sich. Dieser steife, förmliche Ton in ihre Herzensangst hinein, machte sie zornig, und dabei wurde sie verwirrt durch Nancy's feines Aussehen, durch all' die fremde Umgebung. Es schien sich Alles mit ihr im Kreise zu drehen. Sie wurde bleich und suchte einen Sessel, und Nancy führte sie ängstlich zum nahestehenden Sopha, wo Leonie sofort bewußtlos die Augen schloß. Nur von Zeit zu Zeit stöhnte sie: „O Bessy, Bessy, mein liebes Kind! O, bist Du todt, Liebling? Dann will ich auch sterben!"

Tante Nancy, welche durchaus nicht hartherzig war, sondern nur verwöhnt durch die lange Gewohnheit, ganz für sich und ihre Eigenheiten zu leben, fühlte sich durch Leonies leidenschaftliche Liebe, durch ihre Herzensangst um das verlorene Brüderchen tief bewegt. Es kam ihr vor, als ob dieses Kind da mit seinem wildem Gelock, mit seinem Reisestaub an Kleid und Händen, mit seinem stürmischen Eindringen — in diesem Augenblick viel mehr werth sei, als sie mit all' ihren Förmlichkeiten und Gesetzen: weil es Liebe besitze, die sich selber vergißt! Und nun wollte sie auch nicht zurückbleiben mit Rath und Hülfe, und ein mütterliches Gefühl der Fürsorge für den zugelaufenen Schützling zog in ihr Herz. So bemühte sie sich jetzt im Verein mit Nancy liebreich um Leonie; sie thaten Beide ihr Möglichstes, diese bald wieder zu sich selbst zu bringen, und stärkten und belebten sie dann mit Kaffe und manchem guten Bissen. Und als nun Leonie, behaglich geworden in der guten Pflege, wieder lebhaft vom Aufsuchen des Brüderchens sprach, sagte die Tante plötzlich in ihrer bestimmten Weise: „Ja, wir müssen jetzt gehen und ihn suchen. Nehmt Eure Hüte, Kinder. Aber zuerst müssen wir an Leonie's Gouvernante und Geschwister telegraphiren, daß sie gut gereist und aufgehoben ist. Dann müssen wir noch einmal nach Herrn Websters Adresse forschen. Ihr müßt Euch nun meiner Führung in der Sache anvertrauen."

Sie fuhren also zuerst zum Telegraphenbüreau und von da nach Websters Wohnhaus in der Harley-Straße. Dort angekommen, wurden sie von der Haushälterin empfangen. Leonie schaute trostlos umher in dem ausgestorbenen Hause, und brach in ein herzbrechendes Weinen aus. „O, ich wollte lieber, er läg' in seinem kleinen Grabe, Frau Knutsford," schluchzte sie. „Sprich nicht so, mein Lämmchen, tröste Dich, sei ruhig, Kindchen," sagte diese, das Kind liebevoll umarmend: „Ja, Madam'."

fuhr sie gegen Miß Wright gewendet fort, „unser liebes Fräulein hat jedes Fleckchen Erde angebetet, wo ihr kleines Herzblättchen lief. So jung sie ist, sie liebt es wie eine wahrhaftige Mutter! Ach, Bessychen war auch ein herziges Kind, unser Aller Liebling, — so frisch, so weiß wie ein Schneeglöckchen!“

„Wir müssen ihn suchen,“ sagte Miß Wright. „Mit Weinen gewinnen wir das Kind nicht zurück. Wir sind gekommen, um vor allem zu erfahren, wohin sich Herr Webster mit seinen Nachforschungen gewendet hat.

„O, ich will Ihnen Alles sagen, was ich weiß, aber es wird Ihnen nicht viel nützen. Alles hat unser Herr in Bewegung gesetzt: Anzeigen nach allen Seiten geschickt, die Polizei angetrieben, Belohnungen ausgesetzt — er stürmte am ersten Tag wohl hundertmal aus und ein. Vorgestern Abend wartete eine Frau auf ihn, und als sie mit ihm gesprochen hatte und gegangen war, sagte er zu mir: „Frau Knutsford, ich habe eine Spur. Zigeuner haben es mit nach Frankreich genommen, um ein großes Lösegeld zu verlangen. Morgen reise ich über den Kanal. Ich bin nun auf der richtigen Fährte!“ — Und er ging ganz früh am Morgen fort, er wird irgendwann wieder kommen, und Bessy mitbringen!“ —

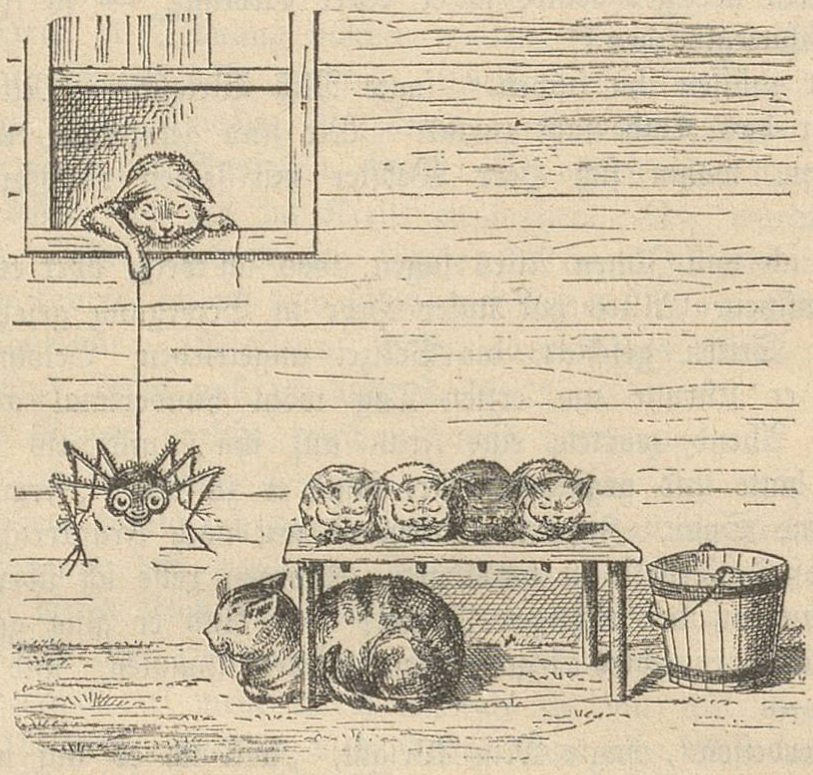
„Unterdessen“, sagte Miß Wright, „will ich es auf mich nehmen, hier nachzuforschen. Ich will noch einmal mit den Polizeibeamten sprechen, wie wir vorgehen sollen, denn ich, ich glaube nicht, daß das Kind in Frankreich ist.“

Miß Wright, Nancy und Leonie begannen nun eine Forschungsreise, welche in der That systematisch genug war. Vom Polizeibeamten weg fuhren sie in das Quartier, wo Bessy verloren gegangen war. Dort ließen sie den Wagen warten und jede der Damen übernahm eine Abtheilung Häuser zur persönlichen Nachfrage und Durchforschung bis zum letzten Dachraum. Aber Niemand konnte auch nur die mindeste Auskunft geben, und trotz der eifrigsten und einsichtsvollsten Bemühungen vom Morgen bis zum Abend erreichten sie auch nicht den mindesten Erfolg. So kehrten die drei treuen Seelen spät Abends heim in Tante Nancy's Wohnung, müde, abgespannt an Leib und Seele, und doch voll drängenden Eifers, am folgenden Tage die Nachforschungen in gleicher Weise fortzusetzen. (Schluß folgt.)

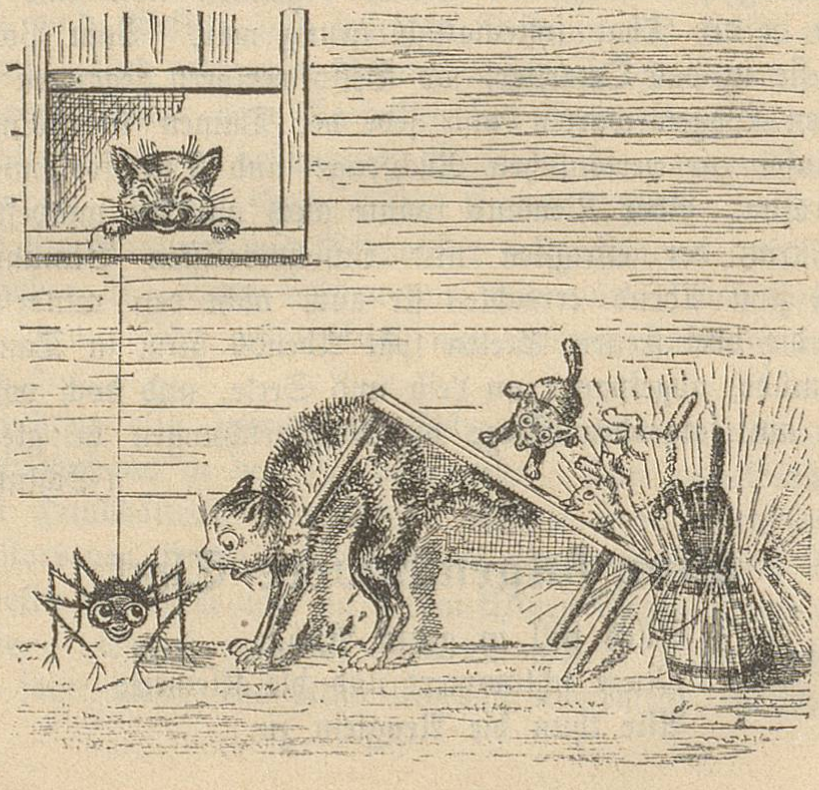
Eine folgenschwere That.

Alles still in guter Ruh.
Mieze schlummert und die Kleinen;
Alle thun die Aeuglein zu.

Aber ach, was kommt daher,
Mieze'n greulich zu erschrecken —
Tiger, Deine Schuld ist schwer!



Tigerlein hat wohlbedacht,
Sich den grausen Spaß ersonnen,
Und ob all' dem Schreck gelacht.



Bienen und Ameisen.

Von F. Engell-Günther.

Wer hätte nicht schon den Fleiß der Bienen rühmen gehört? deren unermüdliche Thätigkeit dem Menschen außerordentlich nützlich ist, da wir ihnen den Honig und das Wachs verdanken; also zwei Stoffe, die um so werthvoller sind, da es bis jetzt noch nicht gelungen ist, sie künstlich in genügender Art nachzumachen. Außerdem tragen sie bedeutend zum Gedeihen der Früchte bei, indem sie den Blüthenstaub von einem Baume zum andern bringen. Deshalb beschäftigen sich viele Landwirthe gern mit der Bienenzucht, d. h. sie geben den Thierchen besondere kleine Häuser (oder Körbe), damit diese ihre „Waben" darin anfertigen können, und bei ihrer Arbeit nicht gestört werden.

Die staatlichen Einrichtungen der Bienen sind auch sehr merkwürdig, wie ihre Klugheit und Geschicklichkeit bewundernswerth sind. Jede Einzelne hat ihr bestimmtes Geschäft zu besorgen und läßt sich durch Nichts abhalten, ihre Pflicht zu thun. Ohne jemals beaufsichtigt oder angetrieben zu werden, bauen sie die sechseckigen Zellen von Wachs, sowohl für die Eier, welche dann von der Königin hineingelegt werden, als für die Nahrung; und sie pflegen die Larven, die in einigen Tagen aus den Eiern entstehen. Nachdem sie diese dann hinreichend gefüttert haben, verschließen sie die Zellen, aus denen nach etwa 10 Tagen die vollkommenen Bienen hervor kommen, um ihrerseits bald ebenfalls zum Einsammeln von Honig und Wachs auszufliegen, da für den Winter, in dem es keine Blumen giebt, natürlich große Vorräthe eingesammelt werden müssen. Das Alles geschieht mit solcher Genauigkeit, Sicherheit und Sauberkeit, daß niemals Zank, Streit und Unordnung vorkommen, obgleich immer viele Tausende in einem Stock (oder Korb) bei einander wohnen und fortwährend in Bewegung sein müssen.

Wie gescheit diese Insekten aber auch außerdem sind, erfuhr neulich ein Bienenfreund, der — von einem Gange nach Hause gekommen, eine Biene bemerkte, die wahrscheinlich mit ihm hereingeschlüpft war. Er nahm einen Tropfen Honig aus seinem Schranke, um sie damit zu bewirthen, worauf er ihr das Fenster öffnete. Nach einer Viertelstunde kehrte sie indeß zurück, aber nicht allein, sondern in Begleitung einer Freundin, die nun gleich ihr einigen Honig erhielt und dann mit ihr davon flog. Doch nicht genug hieran, stellte sich nach wiederum einer Viertelstunde ein neuer Besuch ein; und diesmal waren es sechs Bienen. Bald darauf kamen noch mehr und immer mehr, bis die Sache dem Herrn doch zu arg wurde, weil er fürchten mußte, den ganzen Schwarm in sein Zimmer fliegen zu sehen. Er schloß also das Fenster; aber noch lange wurde dasselbe von den Thierchen belagert, die sich anstrengten hinein zu gelangen.

Auf welche Art hatte nun die erste Biene wohl den andern mitgetheilt, daß sie ihr zu einem mühelosen Gastmahle folgen sollten?

* * *

Etwas Aehnliches ist es, wenn die Ameisen einander benachrichtigen, daß irgendwo auf einem Rosenstock sich Blattläuse angesiedelt haben und dann massenhaft herbei eilen, um den süßen Saft, den diese am Rücken in zwei Röhren ausschwitzen, genießen zu können. Man behauptet sogar, daß sie diese kleinen Insekten in ihre Wohnungen schleppen, sie dort mit Blättern ernähren und pflegen, um die angenehme Leckerei öfter ganz nahe zu haben.

Der Ameisenstaat hat gerade so, wie der Bienenstock, seine Arbeiter, die eigentlich nur verkümmerte Weibchen sind, und die alle Geschäfte der Gesellschaft allein verrichten. Sie bauen die Wohnungen, die bei den in Südamerika lebenden Termiten (=Ameisen) oft mehr als drei Meter hoch sind, pflegen und ernähren die Jungen, tragen die Vorräthe ein und vertheidigen ihre Städte gegen jeden Feind. Da sie den Pflanzungen aber sehr schaden, sind sie bei den Menschen keineswegs so beliebt wie die Bienen.

Zur Warnung für Leckermäulchen.

Es war an einem Festtage. Alle Leute der Stadt eilten nach dem Festplatze, um der Freude, welche an einem solchen Tage ist, beizuwohnen. Da stand eine Bude um die andere wie z. B. Menagerien, Caroussel, Backwaarenstände u. s. w. Zu einem solchen hin begab sich Gustav, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, und kaufte sich einen Zuckermann, welcher mit farbigem Zucker übergossen war. Mit Freuden aß er denselben und schaute noch dem „Hanskasperli," welcher hier seine Späße machte, zu.

Bald nach Genuß desselben bekam er heftiges Kopfweh. Er ging nach Hause und erzählte den ganzen Vorgang. Schnell wurde der Arzt herbeigerufen, welcher sogleich erschien. Er erklärte, daß eine Blutvergiftung vorhanden sei, der Zucker sei wahrscheinlich mit giftiger Farbe gemischt worden. Derselbe wendete viele Brechmittel an, ihn wieder zu retten, allein vergebens, Gustav starb am Morgen in Folge der Vergiftung. Also war seine Freude durch den Tod für immer gebrochen.

Ich hoffe, daß dieses Geschichtlein nicht nur dem Max sondern auch andern kleinen Näschern zur Lehre diene.

Erzählt von Eugen Zehnder, Schreiberlein.

Die weinerliche Jette.

Huhuhu, huhuhu! — so schluchzte Jettchen, ein Mädchen von acht Jahren. „Ach, mein Finger, mein Finger!"

Die Mutter hörte dies Geschrei und glaubte, ihrem Töchterchen sei ein Unglück zugestoßen. Sie eilte ängstlich herbei und fragte: „Was ist Dir, Jettchen? ist Dir etwas zugestoßen?"

Jette weinte und lärmte nun noch ärger. „Ach," rief sie, „ich habe mich geschnitten, es kommt Blut, Blut kommt."

„Hast Du Dir den Finger abgeschnitten?" fragte die Mutter. „Zeig' her!"

Der Finger wurde untersucht und da fand sich, daß der Schnitt kaum bemerkbar war.

„Schäme Dich, Jettchen", sprach die Mutter, „einer solchen Kleinigkeit wegen gleich so zu weinen und zu lamentiren. Ich glaubte anfangs, Du hättest Dir den Finger ganz abgeschnitten."

Die Mutter holte ein kleines Stückchen englischen Pflasters und klebte es auf die kleine Schnittwunde, da hörte sie auf zu bluten und war auch bald geheilt.

Ein andermal machte Jette wieder ein großes Geschrei und weinte bitterlich. Die Mutter lief herbei und was fand sie? Bruder Fritz hatte Jettchen aus Spaß mit einigen Tropfen Wasser bespritzt und darüber weinte das arme Schwesterchen.

Eines Tages gerieth Jettchen in einen großen, heftigen Streit, weil der Bruder behauptete, sie habe eine größere Nase als er. Auf einmal fing Jettchen an, laut zu weinen und zu jammern. Die Mutter kam zu den Kindern. „Was ist zwischen Euch vorgefallen?" fragte sie. „Jettchen rede!"

„Ach", rief Jettchen aus, „Fritz ist einmal wieder grob gegen mich gewesen, er hat mich verspottet und gekränkt."

„Und wie hat er Dich denn gekränkt?" fragte die Mutter.

„Er hat mich", schluchzte Jettchen, „er hat mich ein Mädchen genannt, dessen Nase so groß sei wie ein Berg."

Die Mutter konnte sich des Lachens nicht erwehren. „Du bist ein thörichtes Ding," sprach sie, „warum weinst Du gleich über solche Kleinigkeiten? Daß Deine Nase nicht so groß ist wie ein Berg, sieht Jedermann, Du hättest über die Neckerei lachen, aber nicht weinen sollen."

Und so trieb es Jettchen oft. Ueber jede Kleinigkeit konnte sie weinen. Sie wurde deßwegen von andern Mädchen verspottet und hieß in der ganzen Stadt: Die weinerliche Jette.

Einmal war Jettchen im Hofe. Eine Kuh kam auf sie zugelaufen. Sie fing an zu schreien und zu weinen. Es waren mehrere Hausleute in der Nähe, aber Jedermann dachte: Jette weint ja über jede Kleinigkeit; das thut sie auch jetzt, es ist nicht nöthig, daß man nachsieht, was ihr fehlt. Und so blieb Jettchen ohne Hülfe. Die Kuh faßte sie mit ihren spitzen Hörnern und warf sie in die Höhe. Das arme Mädchen stand Todesangst aus und bekam ein paar Beulen. Als sie wieder etwas zu sich kam und man ihr sagte, daß sie sich ein paar Beulen gefallen habe, war sie nahe daran in Ohnmacht zu fallen. „Ach", rief sie aus, „so muß ich sterben, ich armes, unglückliches Mädchen."

Die Mutter lächelte. „Sei klug, mein Kind," sagte sie, „wegen einer solchen kleinen Beschädigung stirbt man nicht. Beulen kann man heilen. Die Kuh hätte Dich nicht aufgespießt, wenn Du nicht durch Deine Unart, über jede Kleinigkeit zu weinen und zu lamentiren, Alle, die Dich kennen, sicher gemacht hättest. Es kam Dir Niemand zu Hülfe, weil Alle dachten, Du weinst und schreist wie schon so oft wegen einer geringfügigen Kleinigkeit. Ich bitte Dich, laß Dein weinerliches Wesen nun endlich sein, Du machst Dich damit nur lächerlich und unangenehm. Niemand liebt weinerliche Menschen und deshalb geht man auch nicht gern mit Dir um."

Jettchen soll die Ermahnungen der Mutter wirklich befolgt und sich ihr weinerliches Wesen abgewöhnt haben.

L'épigramme sur l'avare.

De nuit voyageant, un avare,
Chargé de tout son or,
Au fond d'un bois, s'égare,
Survient un brigand vigoureux:
«La bourse!» dit-il, «ou la vie!»
«Ou la vie . . . eh bien, soit!
Prends-la donc, malheureux,
Mais laisse-moi la bourse, je t'en prie!»

Auflösung der Räthsel in Nr. 10.

1. Mehl, Lehm, Helm. 2. Rebe, Eber. 3. Braten, traben. 4. Ich, Eiche, Leiche, Bleiche. 5. Au, blau.

Räthsel.

1.

Dem Räthsel Nummer 1 ist's gleich,
Genau bis auf den einen Laut.
Doch der Vokal spielt einen Streich,
Daß lauter Neues Ihr jetzt schaut:
Die Viere, gleicherweis' gesetzt,
Wie vordem 1 in Nummer 10,
Die bilden einen Taufschmaus jetzt;
Ein „Tischlein deck dich" ist zu sehn.
Und gleich dem zweiten giebts ein Wort
Das Mitleid weckt in jedem Kind.
Wer's ist, kann nicht von Ort zu Ort,,
Weil Bein und Fuß gefesselt sind.
Und, gleich dem dritten Wort, ei seht,
Ein Hauptwort ist es abermal,
Das drauß im Felde schwankend steht,
Mit goldnen Früchten ohne Zahl.
Nehmt „Mehl und Lehm und Helm" nun her,
Und tauscht den einzgen Laut darin;
Das Rathen ist nicht allzuschwer —
Und jedes Wort hat neuen Sinn.

2.

Welches Thierchen, noch so klein,
Will Dein Tischgenosse sein?

3.

Welcher Hut — ob alle ändern
Ihren Staat von Blumen, Bändern,
Ob sie wechseln Form, Gestalt:
Welcher Hut wird niemmer alt?

4. Homonym.

Welch ein Geräthlein! Bald muß es taugen
Uns an die Lippen, bald an die Augen!

5. Homonym.

Manchmal siehst Du's blitzen, schwitzen,
Vor dem Regen will's Dich schützen,
Manchmal muß als Ziel es nützen
Wackern Pfeil- und Flintenschützen.

6.

Nimm von einem Baum den Fuß,
Ists ein fades Kleistermus.

7.

Nun gib einem Thier voll Leben
Links ein W und rechts ein l, —
Wird's ein Leckermäulchen geben
Das solch Ding errathe schnell?

Briefkasten.

Eglisau. Martha Wild.

Die Vöglein auf dem grünen Ast
Auf Deinem Schreibebogen,
Die sind mit süßer Birnenlast
Getreu zu mir geflogen,
Und haben mir den Gruß gebracht
Des eignen Bäumleins Früchte,
Drum hab' ich oft an Dich gedacht,
Du herzig kleine Nichte.

Ich danke Dir viel tausendmal,
Das Heftlein soll Dir's sagen, —
Für Deiner Liebe Sonnenstrahl
In rauhen Herbstestagen.
Bist wohl so lieb, so treu wie Gold,
Wie's Deine Grüße zeigen,
Die Du mir sendest, Kindlein hold,
Trotz meinem langen Schweigen.

Es harrt noch stets Dein Bildlein hier
Der Rückfahrt zu dem Rheine,
Ich hätte gern ein Blättlein Dir
Gesandt zum Stammbuch, Kleine!
Doch finden kann ich's nimmermehr —
Drum willst mir eins noch geben,
Dann fliegt es wieder zu Dir her
Mit einem Spruch für's Leben!

Kerzers. Elisabeth und Fritzli Notz. Dein Brieflein, Dein liebes, hat mich fast wehmüthig angesprochen mit seinen Herbstgedanken und Herbstbildern. Ja die Blumen verblühen, der Sommer war so kurz und hat so wenig ausgerichtet. Das dünkt mich gerade wie ein Mensch, der keinen rechten Ernst hat zur Arbeit und nicht daran denkt, alle seine Kraft zu sammeln und in seiner unbestimmten Lebenszeit so viel als möglich Gutes zu thun. Siehst Du, man kann auch aus der Natur so viel lernen! Aber gelt, wir möchten halt lieber volle Reben und „g'grigelet" volle Bäume vor uns sehen, um auch so freigebig mit vollen Händen Gaben auszustreuen! Jetzt müssen wir halt zufrieden sein mit Wenigem, und auf ein ander Jährlein bessere Ernte hoffen!

Mettlen bei Bürglen. Robert Rietmann.

Mein armer, kleiner, lieber Freund,
Du mußtest lange warten.
Dein Brieflein hat schon fast geweint,
Bei mir im Kindergarten,
Und hat gesagt: „Nun hast Du mich
Doch schon so oft gelesen,
Warum bin denn das letzte ich?
Bin lang schon hier gewesen!"

„Ja, ja, Du Schelmenbrief, warum
Bist Du so still gekrochen
In meinem Sekretär herum,
Nun schon seit vielen Wochen?
Ich such' Dich ja schon lange Zeit
Stets bei dem großen Haufen,
Doch Du warst nie zur Hand bereit,
Kamst nie daher gelaufen!"

Da sagt der Brief: „Nein aber, nein!
Du selbst hast mich verborgen!
Ich schien Dir ja gar lieb zu sein
An jenem Maienmorgen.
Da machtest Du die Klappe auf,
Ein Lächeln in den Zügen:
Im Liebesbrief-Schublädchen drauf
Blieb ich so lange liegen!"

Wengi. Lina Spring. Deine Briefe freuen mich wohl ebenso innig wie Dich das Heftli, weißt warum? Weil Du so herzlichen Antheil nimmst an Allem, was um Dich her vorgeht und was den Mitmenschen begegnet; weil Du eine Gesinnung hast, die einen werthvollen Charakter verspricht. Fange nur recht früh an Dein Möglichstes zu thun für alle Menschen, die das Leben Dir in den Weg führt; Du wirst gewiß bald erkennen, daß „für andre sorgen" einen Strahl von Freude und Glück, ein Gefühl von Werth und Befriedigung im Herzen zurückläßt, daß Du nicht mehr tauschen möch'est mit der sorglosen Stimmung der Kinderzeit! „Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach seiner Bestimmung": Je unentbehrlicher, desto lieber wirst Du als erwachsenes Töchterlein den Deinigen sein. Beschreibe mir einmal einen Tageslauf in Deinem jungen Leben, willst Du?

Wiedlisbach. Ernst Tschumi. Ich habe mich sehr gefreut, daß Ihr das Findelkätzchen so freundlich aufgenommen habt. Ist es jetzt noch bei Euch und vergilt Eure Fürsorge mit wackerem Mäusefang? Und noch etwas hat mich gefreut: daß Du so ein fleißiger Sammler bist. Das füllt manches Stündchen bildend aus, und unausgesetzte Thätigkeit macht den Menschen gut und glücklich. Ich möchte einmal beobachten, wie mein kleiner Wiedlisbacher Freund einen Tag zubringt, vom Morgen bis zum Abend.

Zürich. Theodor Huber. Was kommt denn da für ein neues Schreiberlein? Wie sieht das Bürschlein wohl aus? Und hast Du den lieben Brief ganz allein geschrieben? Der freut mich aber auch und er kommt zu vielen, vielen andern, die ich mein Lebtag aufbehalte. Was thut Ihr, Du und Klara, jetzt an den langen Winterabenden?

* * *

Keins ist von all' den Schreiberlein,
Die jetzt noch fehlen in den Reih'n,
Vergessen — Gott bewahre!
Doch Arbeit drängt und Mißgeschick;
Drum: Kommt's auch nicht im Augenblick,
's kommt noch in diesem Jahre!

Redaktion: Emma Frei in Rorschach.
Druck und Verlag der M. Kälin'schen Buchdruckerei in St. Gallen.